

I.

Reisebeschreibung von meinem Lieblingswinkel bis zur Stubentür

(Original)

(Leipzig, August 1840.¹⁾)

Es war der erste Sonntag nach Ende der Schule. Ich saß in meinem Lieblingswinkel auf einem Stuhl und überlegte, wie ich die vier Wochen zubringen sollte, ohne eine Reise zu unternehmen. Aber obgleich ich nichts ausklügeln konnte, verließ mich meine fromme Zuversicht nicht, und ich dachte, der, der die Sperlinge auf dem Dache ihr Futter finden läßt, wird auch dich nicht vor Langweile umkommen lassen. Langweile! Das Wort schreckte mich von meinem Stuhl empor. Es gibt für mich nichts Gräßlicheres als die Langweile. Ich habe mich auf die Probe gesetzt und gefunden, daß ich alles, alles eher ertragen kann, als Langweile. Lieber Zorn, Schmerz, nur nicht Langweile und Ärger. Ärger ist eigentlich weiter nichts als ein zurückgetretener Zorn, aber wie der zurückgetretene Schnupfen bei weitem der gefährlichste ist, so ist es auch mit dem Ärger. Er schleicht im stillen und unterminiert jede Freude. Der Zorn verschwindet wie der Dampf einer Lokomotive, doch der Ärger dauert fort. Und doch, wenn ich wählen müßte, ich ärgerte mich lieber fünf Stunden, als daß ich mich eine langweilte, und weit eher werde ich einem Menschen vergeben, der mich prügelte, als einem, der mir Langweile verursachte. Dies brachte in mir den festen Entschluß zustande, mich durchaus nicht zu langweilen, und wenn ich auch während der ganzen Ferienzeit nicht über die Weichbilde Leipzigs kommen sollte. Überdies fiel mir ein, daß Saphir²⁾ einmal gesagt oder geschrieben habe, seitdem die Eisenbahnen im Gang wären, sei die Reise keine ordentliche Reise mehr, sondern bloß die Reise von seiner Wohnung bis an den Bahnhof sei eine Reise. Das brachte mich auf die glorreiche Idee, daß

¹⁾ Ferdinand Lassalles Tagebuch, Breslau 1891, S. 187. 17. August: „Ich habe, weil ich keine Reise gemacht, eine Reisebeschreibung von einem Winkel meiner Stube bis zur Stubentür aufbekommen.“

²⁾ Moritz Gottlieb Saphir (1795—1858), der bekannte humoristische Schriftsteller.

ich ja eine Reise durch meine Stube machen könne; sofort beschloß ich auch, es in Ausführung zu bringen und von meinem Winkel, in dem ich mich eben befand, nach der Stubentür zu reisen. Und wieviel Vorzüge hat nicht eine solche Reise vor einer mit der Post. Man hängt nicht ab von der Willkür eines habsüchtigen Kondukteurs, man hat seine Gliedmaßen nicht in die Hände eines betrunkenen Postillons gegeben, der jeden Augenblick umzuwerfen droht, es geht einem nicht, wie so manchem Postreisenden, der in einem Wirtshaus angekommen ein Mittagessen bestellt, bezahlt und eben, wenn er den ersten Löffel Suppe an den Mund bringt, von dem Signal abgerufen wird. Man braucht nicht alle halbe Quadratmeilen, wenn man das Gebiet eines deutschen Duodezfürsten überschritten hat, seine Pässe visitieren zu lassen, und was dergleichen Unannehmlichkeiten mehr sind. Während ich mich diesen Betrachtungen hingab, war die Tür etwas aufgegangen, und der Wind, der hereinkam, unterhielt sich mit dem, der durch das offene Fenster in die Stube drang, sehr freundschaftlich. Bald fingen sie auch ein artiges Spielchen an und klappten abwechselnd Tür und Fenster mit einer solchen Heftigkeit zu, daß ich für meine teuern Scheiben zitterte. Ich sprang also schnell hinzu, um das Fenster zu schließen und den Winden ihr Vergnügen zu verderben, stieß dabei an den Tisch, dieser wankt, das Tintenfaß, das auf ihm steht, fällt, zerbricht, und der schwarze Strom ergießt sich über eine mathematische Arbeit, die ich abends zuvor gefertigt und aus Nachlässigkeit liegen gelassen hatte. Wem noch nie etwas Ähnliches passiert ist, der kann sich keinen Begriff machen von dem Ärger, den ich empfand. Ein dunkles Vorgefühl ließ mich ahnen, was ich noch alles heute würde erdulden müssen. Es wurde mir plötzlich klar, daß heute ein Unglückstag für mich wäre. Es gibt im Menschenleben ganze Tage, wo einem alles, was man tut, mißlingt, wo man nur Ärger und Verdruß hat. Solche Tage geben schon früh ihre diabolische Beschaffenheit zu erkennen. Wenn man aus dem Bett springt, kann man den einen Pantoffel nicht finden, sodann fährt man mit dem rechten Arm in den linken Ärmel des Schlafrocks und dergleichen mehr; an einem solchen Tage hüte man sich wohl, etwas Bedeutendes zu unternehmen. Man gehe nicht zu einem Gönner, um ein Gesuch anzubringen, denn man wird entweder den Mops treten oder eine Lieblingsvase zerbrechen.

Einen solchen Tag hatte ich neulich. Ich zog mich an und wollte auf die Polizei gehen, meine Aufenthaltskarte verlängern zu lassen. Als ich vor die Tür kam, bemerkte ich, daß ich bloß einen Handschuh in der Hand habe. Ich ging hinauf und holte den zweiten. Ich war noch nicht weit gegangen, so fiel mir ein, daß ich meine Aufenthaltskarte vergessen habe. Mit lammesmäßiger Geduld begab ich mich auf den Rückweg und holte meine Karte. Kaum war ich die Treppe hinuntergekommen, so begegnete

mir mein Hausknecht und fragte mich, warum ich denn statt der geputzten die ungeputzten Stiefel angezogen hätte? So könne ich unmöglich ausgehen, fügte er hinzu. Das war zuviel sogar für die Geduld eines Deutschen! Ich ging in meine Stube und beschloß zu Hause zu bleiben. Nachdem ich mich einige Stunden weidlich geärgert hatte, nahm ich eine arithmetische Arbeit, aber ich irrte mich ein über das andere Mal, und konnte zu keinem Resultat gelangen. Unwillig legte ich die Arbeit weg und wollte einen Brief nach Hause schreiben. Allein nachdem ich zwei Stunden dagesessen hatte, war außer der Anrede „Geliebter Vater“ und einem großen Klecks nichts auf das Papier gekommen. Ich erkannte bald, daß ich für jede Arbeit untauglich war, und beschloß zu schlafen, aber sogar schlafen konnte ich nicht, und es blieb mir nichts übrig, als mich zu langweilen. In diesen Rückerinnerungen verloren, hatte ich vergessen, der schwarzen Flut, die sich indes auf dem ganzen Tisch verbreitet, einen Damm entgegenzusetzen, und so tropfte es denn hinunter auf einige Weißwäsche, die ich mir tags zuvor zurechtgelegt hatte. Wie ich dies bemerke, mache ich, meine Wäsche der drohenden Gefahr zu entreißen, eine Gewaltanstrengung und lange mit den Armen über den Tisch hinüber. In diesem Augenblick ertönt es „ritz“, ich halte ein, und — siehe da, mein nagelneuer Rock, solcher Strapazen noch ungewohnt, ist geplatzt. Da hatte ich denn Stoff genug zu Betrachtungen. Innerhalb einiger Minuten war ohne alle Magie und auf die natürlichste Art von der Welt das Schwarze Meer in mein Zimmer versetzt, eine mathematische Arbeit total ruiniert, mein neuer Rock hatte einen Riß bekommen, und auch die Wäsche war von der fatalen Flüssigkeit ergriffen worden. Aber am meisten schmerzte mich mein Rock. Zwar rief ich mir zu, ein Rock sei doch nur ein Rock, und wenn Menschen sterben, so könne man nicht verlangen, daß ein Rock unvergänglich sei.

„Trojas Mauern sind gefallen,
Sparta liegt in Asch und Staub,
In ein Nichts ist Babylon zerfallen,
Roma ward der Flammen Raub.
Es schwindet jede irdsche Macht und Größe,
Sobald sie erst das Herrlichste erreicht;
Was Wunder nun, daß sich auch eine kleine Blöße
In meines Rockes linkem Ärmel zeigt.“

Aber ich konnte mich dennoch nicht so leicht zufrieden geben. Ich habe das mit vielen Menschen gemeinschaftlich, daß ich, solange mir nichts abgeht, mich zwar nicht im geringsten um Philosophie bekümmere, wie mir aber irgend etwas mehr oder weniger Unangenehmes begegnet, mich ihr in die Arme werfe. Ich tröste mich dann gewöhnlich

über einen erlittenen Unfall mit allerlei Zitaten wie z. B. „Alles ist eitel“¹⁾, „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“ und zwingt mich dadurch, wenn auch nicht zur Fröhlichkeit, doch zu einer Art von Gleichgültigkeit. Aber heut wollte es mir durchaus nicht gelingen. Ich suchte mich zu beschwichtigen, indem ich mir zurief, einmal wäre er doch zerrissen worden, der Unterschied bestände also bloß in der Zeit. Aber das eben schmerzte mich, daß mein Rock in seiner Blüte dahingeschwunden, er hätte ja einen sanftseligen Tod aus Altersschwäche sterben können, wie das die Bestimmung der Röcke ist. Und mein Rock schien meinen Schmerz zu verstehen, er schien mir die Worte des jungen sterbenden dänischen Helden zuzurufen:

„O Vater, daß mich in der Jugendkraft
Die Norne rafft!“

Und wenn ich nun die Augen erhob und auf die Wäsche sah! Wenn ich bedachte, was sie vorher gewesen, und was sie jetzt sei! Wie sie dalag — ein Bild der gefallenen Unschuld. — Vorher, so lieblich, so schneeweiß, der Wäscherin Stolz!

„Doch mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.“

Und jetzt! Bedeckt mit schwarzen Flecken, ich mußte mich abwenden von dem traurigen Anblick. Ich wollte ausgehen, um meinen Unmut in freier Luft verrauchen zu lassen. Ach! ich ahnte nicht, daß das Maß meines Unglücks noch nicht voll war. —

Jetzt aber tut mir leid, daß ich nicht eine Topographie meiner Stube vorausgeschickt habe, weil dem Leser dadurch das Verständnis des Jetztkommenden erleichtert worden wäre, doch will ich es, soviel ich kann, gut machen. Um von meinem Standpunkt zur Tür zu gelangen, muß ich bei meiner Kommode vorbeikommen. Diese Kommode steht auf drei gesunden Beinen, das vierte aber ist abgebrochen und bloß leise untergeschoben. Dieses Bein nun stieß ich im Vorbeigehen um, die Kommode, dadurch eines mächtigen Stützpunktes beraubt, wankt und fällt auf mich Unseligen, der ich sie nur durch das Aufbieten aller meiner Kräfte erhalten konnte. Soviel weiß ich gewiß, wenn der Himmel dem Riesen Atlas in einem Monat auch nur halb so viel braune und blaue Flecke gedrückt hätte, als mir die Kommode in der Minute, er würde sich hingeworfen und sich nach Opodeldok¹⁾ umgesehen haben. Auch ich bin egoistisch genug, mich meiner Kommode vorzuziehen, aber ich konnte

¹⁾ Lassalle schreibt: Apodeldoc. Gemeint ist natürlich das beliebte Volksheilmittel zum Einreiben schmerzender Körperstellen.

mich nicht retten, denn wenn ich nachgelassen hätte, sie zu halten, so wäre sie auf meinen Fuß gefallen. Ich konnte also weiter nichts tun als Hilfe schrein. Bald erschien auch ein rettender Engel in Gestalt meines Stubenmädchens, sie befreite mich von der süßen Last, wischte die Tinte weg, nahm die Wäsche mit und trug auch den Rock zum Schneider. Sie war schon lange weggegangen, ich aber stand noch immer gedankenvoll da, und dachte darüber nach, was mir alles auf meiner kurzen Reise passiert war. Mein Tintenfaß zerbrochen, eine Arbeit ruiniert, mein Rock zerrissen, meine Wäsche zugrunde gerichtet und zuletzt, um allem die Krone aufzusetzen, war an meinem ganzen Körper kein Fleck, der mich nicht schmerzte. Ich glaube, ich wäre um alles in der Welt nicht aus der Stube gegangen, denn ich war fest überzeugt, daß ich, wenn ich die Füße auch noch so vorsichtig setzte, dennoch die Treppe hinunterfallen würde. Vor dem Reisen aber hatte ich einen solchen Abscheu bekommen, daß ich, der ich früher so bedauert hatte, keine Reise unternehmen zu können, um keinen Preis der Welt auch nur nach Dresden gefahren wäre.

2.

Wie konnten die Alten bei ihrem ausgebildeten Rechtsgefühl die Sklaverei dulden?

(Original)

Unter die einseitigen Ansichten und Vorurteile, die die Völker des Altertums und sogar die gebildetsten unter ihnen hatten, gehört auch die aus ihrem Egoismus hervorgehende Vorstellung, die sich bei vielen von ihnen, wenn auch in anderer Beziehung findet, gerade das bevorzugteste Geschlecht zu sein. So glaubten die Hebräer ein Monopol darauf zu haben, allein einst selig zu werden; sie nannten sich das von Gott auserlesene Volk; sich allein bestimmten sie die Freuden des Paradieses, anderen gönnten sie den Platz in der Hölle, eine Idee, welche von der katholischen Kirche wie so vieles andere Törichte usurpiert, sich bis ins 16. Jahrhundert erhielt. Anders dachten sich den Gegensatz die Römer und Griechen. Sie hielten sich ebenfalls für das begünstigte Volk, aber in anderer Beziehung. Sie verachteten gleichsam alle übrigen Völker, sich hielten sie für die Herren, die Barbaren, wie z. B. die Hellenen alle Nichtgriechen nannten, für Leute aus weit schlechterem Stoff gemacht, für ihre Sklaven. Daher läßt es sich teilweise erklären, wie die Griechen und Römer, so gebildete Völker, einen so schimpflichen, die menschliche Würde so erniedrigenden Zustand, wie den der Sklaverei, dulden konnten; sah man doch noch in unserer Zeit, wie Völker, die durch die christ-